



1803

## Maria Stuart, und die Jungfrau von Orleans

Therese Huber

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Huber, Therese, "Maria Stuart, und die Jungfrau von Orleans" (1803). *Essays*. 1719.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1719](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1719)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

„Ihre bleichen Larven alle  
 Sendet mir Proserpina,  
 Wo ich wandre, wo ich walle  
 Stehen mir die Geister da.  
 In der Jugend frohe Spiele  
 Drängen sie sich grausend ein,  
 Ein entsetzliches Gewühle,  
 Nimmer kann ich frohlich seyn.“

„Und den Mordstahl seh ich blitzen,  
 Und des Mörders Auge glühn,  
 Nicht zur Rechten, nicht zur Linken  
 Kann ich vor dem Schrecknis stehn,  
 Nicht die Blicke darf ich wenden,  
 Wissend, schauend, unverwandt  
 Muß ich mein Geschick vollenden  
 Fallend in dem fremden Land.“ —

Und noch hallen ihre Worte,  
 Horch! da dringt verworrner Ton  
 Fernher aus des Tempels Pforte,  
 Todt lag Thetis großer Sohn!  
 Erß schüttelt ihre Schlangen,  
 Alle Götter stehn davon,  
 Und des Donners Wolken hangen  
 Schwer herab auf Ilion.

Schiller.

## Maria Stuart, und die Jung- frau von Orleans.

„Man behauptet, der Kunstrichter  
 müßte nur die Schönheiten eines  
 Werks aufsuchen, und die Fehler  
 desselben eher bemänteln als bloßstel-  
 len. In zwei Fällen bin ich selbst der  
 Meinung. Einmal, wenn der Kunst-  
 richter Werke von einer ausgemach-  
 ten Güte vor sich hat. Zweitens,  
 wenn der Kunstrichter nicht sowohl  
 gute Schriftsteller, als nur bloß  
 gute Leser bilden soll.“

Lessing.

Eine Frau von Geist sagte, daß ihr Ma-  
 riens Charakter in Schillers Trauerspiel  
 durch nichts so anschaulich geworden wäre, wie  
 durch Mortimers Betragen gegen sie in der  
 Scene nach der unseligen Zusammenkunft zwi-  
 schen den beiden Königinnen.

Diese Scene, in welcher Mortimers Ver-  
 denschaft bis zu einer so bedenklichen Höhe steigt,  
 hat sie und da starken Anstoß gegeben. In der  
 That ist sie für die theatralische Darstellung eine  
 gefährliche Klippe, an welcher nur eine weiblich  
 zart empfindende Schauspielerin in der Rolle der  
 Maria ihren Mitschauspieler vorbeiführen  
 kann. Aber gerechtfertigt wird sie unstreitig durch

jenen Gesichtspunkt, den ein richtiges weibliches Gefühl traf, und jener Gesichtspunkt wirft zugleich ein sehr helles Licht über Schillers ganzes Gedicht.

Zu einer Zeit, wo in der Beurtheilung solcher Kunstwerke, welche den allgemeinen Geschmack des empfänglichen und gebildeten Theils unserer Nation interessiren, zuweilen mit einer Pedanterie verfahren wird, die einer Moskieweschen Geißel würdig wäre, kann es wahren Nutzen haben, in einer Sammlung wie die gegenwärtige, und in dem Tone, der einer Sammlung wie die gegenwärtige ziemt, einige Worte, nicht des Schulargons, sondern des Verstandes und Herzens, über die zwei neuesten Schiller'schen Schauspiele zu sagen. Von dem, was über diesen Gegenstand bereits öffentlich gesagt worden, war einiges so hochgelehrt, daß nur sehr wenige Männer es zu verstehen — glaubten. Ich gehe in meiner kurzen Untersuchung von einem weiblichen Gedanken aus, und rechne darauf, daß die Kupfer aus *Maria Stuart*, welche das diesjährige Taschenbuch zieren, dieses Trauerspiel in das Andenken der Leserrinnen lebhafter zurückrufen,

Nur eine Frau, deren Persönlichkeit mehr Reiz als Hoheit ausdrückte, mehr verführerisch als imponirend war, nur eine femme à faiblesse, die der Ruf der Galanterie umgab, konnte auf



einen jungen, durch heftige Sinnlichkeit zuerst zum  
religiösen Schwärmer hinaufgespannten Mann so  
wirken, wie Maria auf Mortimern. In  
der königlichen Feldenden erblickt er die holde Ein-  
berlin, und diese ist es, die, verschönert durch  
den gewaltsamen Austritt, dessen Zeuge er von  
fern war, sein Blut bis zur Kaseret entflammt.  
Ihre fromme Neue, die sanfte Würde, mit der  
sie Unglück und Unrecht trägt, hindern ja auch  
nicht, daß sie, selbst in der Handlung welche  
während des Strafs vorgeht, sich in ihrem Ver-  
hältniß mit Leicester noch auf dem alten  
Wege ihrer weiblichen Schwachheiten befinde;  
denn man würde sich sehr in Marken iren,  
wenn man glaubte, daß sie in diesem Verhältniß  
nur das schrecklich dringende Interesse ihrer Lage  
empfände, daß nicht der heimliche Liebeshandel  
noch einen Reiz für sie behielte. So ist es denn  
auch schöne tragische Gerechtigkeit, wenn unmit-  
telbar nach dem unwürdig grausamen Hohn ihrer  
Feindin, dessen Erfolg in Leicester's Gegen-  
wart der Eitelkeit Mariens schmelzete, Mor-  
timers liebende Wuth die nämliche Salte wie  
Elisabeth berührt, und sie mit den Worten  
ängstet:

Nicht kalter Strenge klagt die Welt  
dich an,  
Dich kann die heisse Liebesbitte rüh-  
ren u. s. w.

Diese Idee von Mariens Charakter lag auch durch die Ausübung klar genug am Tage, um im Allgemeinen nicht eigentlich missverstanden zu werden; aber man hat hie und da gefunden, daß durch dieselbe das tragische Interesse von Mariens Situation verfehlt wurde. Daß es auf eine etwas gefährliche Spitze gestellt sey, könnte man allenfalls sagen, wenn eine solche Spitze, auf welche nur Genie das Interesse zu stellen wagt, das Genie abschrecken dürfte.

Marika, die in Fesseln gehaltene, einem Scheingericht und dem Tod auf dem Blutgerüst überarbene Königin, braucht sich nur als solche zu fühlen, um in volstem Maaße tragische Person zu seyn. Was Maria, das Weib, betrifft, so hat es Stimmen im Publikum gegeben, die gewünscht hätten, daß man in Ansehung ihrer wenigstens im Zweifel geblieben wäre. Dies hieß aber, was doch die Meinung nicht war, überhaupt etwas ganz Anderes wünschen als das Schillerische Trauerspiel. Man vergaß, daß die Königin, welche Maria unterdrückt und verdrißt, als Weib eine heuchlerische kalte Prüde ist, und daß in dem Kontrast zwischen diesen beiden Frauen das Charakteristische des ganzen Drama's liegt. Dieser Kontrast aber gestattete in Ansehung Mariens keinen Zweifel. Der Monolog der Elisabeth im vierten Akt, und Mariens Beichte, waren die Gelegenheits-



ten, das Innerste Beider aufzudeken, dort das hassenswürdige, hier das liebenswürdige Weib, beide in ihrem geheimsten Selbst vorzuführen; und zur tragischen Liebenswürdigkeit Mariens gehörte bereutes Laster, wie zur tragischen Hassenswürdigkeit ihrer Feindin die in finstern politischen Casusmus sich aufblühende wilde Koferte. Ob es noch Geheimnisse giebt, die uns Elisabeth in ihrem Monolog nicht offenbart, das interessiert uns auch nicht. Wie es um ihre Jugend aussieht, ob es nur die Stimme der gereizten Leidenschaft in Mariens Munde ist, daß der Ehrenmantel auf ihren Thaten gleißend die wilde Blut verstoffener Luste deckt: darum bekümmern wir uns nicht. Es ist das Vorrecht der unglücklichen Maria, daß wir mit Rücksicht bedenken, wie sie menschlich, jugendlich gefehlt. Sündenfrei wäre Elisabeth um nichts liebenswürdiger, und wenn wir sie lasterhaft wüßten, so wäre sie darum so viel hassenswürdiger, daß die Würde der Tragödie wirklich darunter leiden möchte.

In einem Werke des Genies soll man die Theile, aus denen es besteht, nicht zu einzeln betrachten. Es ist ein Kennzeichen der Schülereihaftigkeit, wenn die verschiedenen Charaktere eines Drama's nur jeder für sich ausgearbeitet scheinen, ohne daß sie wechselseitig einander bestimmen.

Die Vorbilder der griechischen Tragiker, und am meisten des größten unter ihnen, des Sophokles, sind auch in diesem Stück für alle Zeiten der Kunst die glücklichsten. Wie einfach, wahr und kräftig hat Sophokles die Chrysothemis, die Iphigene, den Orestes gezeichnet, und wie viel tragen sie zur lebendigen Darstellung der mit ihnen kontrastirenden Hauptpersonen bei, der Elektra, der Antigone, des Neoptolemos? Diese griechische Lehre des Kontrasts, mit welcher das Geheimniß der moralischen Würde des Trauerspiels so sehr verbunden ist, schwebte Schillern in allen seinen neueren Werken ganz besonders vor, und er hat von dieser Seite nichts zu vermessen gelassen — als eine allgemeinere, gedächtere Empfänglichkeit dafür beim Publikum. Es ist ein leichter Tadel, der auf einer Seite die Darstellung von Mariens Leiden, in Verbindung mit ihrer nicht zu bezweifelnden Schuld, — (aber, wohl zu merken, einer Schuld, die ihre Unterdrücker nichts angeht) — und auf der andern die empfindenden Kunstgriffe der Elisabeth trifft; es ist ein Tadel, auf welchen sich kaum etwas erwidern läßt, wie jeder Tadel, der in die gerechte Willkür des Dichters eingreift — aber er fällt von selbst hinweg, wenn man beide Personen, die er in Anspruch nimmt, ihre Situation, ihr äußeres Handeln und ihre inneren Triebe

vern, nicht mehr abgefordert, sondern in ihren Wechselwirkungen betrachtet.

Schlummer noch ist es mit eben solchem Tadel der Jungfrau von Orléans ergangen. Sollte es wirklich die Aufklärung unrer Zeiten sein, die diesen poetischen Werke so manche unpoetische Aufnahme verschaffe, so verdiente die Aufklärung unrer Zeiten in der That einen Theil des unartigen Wizes, womit sie von einer gewisser Seite her bestimmt wird. Jeanne d'Arc mußte entweder als eine angeklagtere Gauflerin, oder als eine sich selbst betriegende Schwärmerin, oder endlich als eine wirkliche Inspirirte, von dem Dichter aufgefaßt werden. Wie wenig poetisch der erste, und selbst auch der zweite Gesichtspunkt gewesen wäre, fällt in die Augen — was bliebe aber gegen den dritten einzuwenden? Der Dichter wenigstens sollte doch darauf rechnen dürfen, uns zu Gemüthe führen zu können, „daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als unsre Philosophie sich träumen läßt!“

Schiller schuf also eine Inspirirte, mit allem Glanz der Poesie, dessen dieser Gegenstand so besonders empfänglich war, zugleich aber auch mit aller Macht und Besonnenheit des poetischen Verstandes, der in dem lyrischen Stoff die Täden nicht überseh, an welche sich Darstellung menschlicher Natur reihte. So ward Johanna nach

außen Prophetin und Wunderverkünderin, vor innen rührend einfältige Idiotin. Es wird viel leicht eine Tradition für unsre Bühnen werden, daß nicht die Schauwieserinnen, welche durch Gestalt, Ton, Gewohnheiten des Spiels, zu den heroischen Rollen bestimmt sind, die Rolle der Johanna übernehmen sollen. Diese Obfervanz hätte sehr guten Grund. Interessant ist die Jungfrau nur, insofern sie ihren hohen Beruf nur leidet; das gute Hirtenmädchen trägt, was auf ihre Schultern gelegt ward, und der Augenblick, da das Weib in ihr erwacht, dieser Augenblick, in welchem, der Idee des ganzen Gedichtes gemäß, die Zauberwelt und die Welt des menschlichen Herzens zusammenstießen, knüpft den Knoten der romantisch, tragischen Handlung.

Warum verflucht Johanna vor der Anklage ihres Vaters? Warum scheint der Himmel gegen sie zu zeugen? Warum bricht sie nach drei Tagen gegen Natmond ihr Schweigen? Warum scheint sie Plonein zu fürchten, nachdem sie abgeblüht, was ihre Augen und ihr Herz verbrähen, nachdem sie verkündet:

In mir ist Friede — Komme was du  
will,

Ich bin mir keiner Schwachheit mehr  
bewußt?

Diese und ähnliche Fragen sind von vielen Lesern der Jungfrau gerhan worden. Zu beantworten sind sie sehr schwer, und sehr leicht, wie man es nimmt. Vermag man nicht, sich in jene doppelte Welt zu finden, in welcher die Willkühr des Dichters sich bewegte, erkennt man nicht, wie in seinem Werk beide gegenseitig auf einander einwirken und einander motiviren, ist man nicht gestimmt, dasjenige was keines andern Grundes bedarf als der Fantasie des Dichters, zunächst bios zu empfangen, und dann erst zu denken und zu beurtheilen: so wird man auch durch keine Erklärungen befriedigt werden. Sonst aber kann nichts klarer seyn, als was mit Johanna vorgeht. Indem sie sich dem Schicksal, das sie als gerechtes Gericht erkennt, still unterwirft, veröhnt sie sich mit sich selbst. Sie ist keine Zauberin: das weiß sie; daß sie aber dafür gehalten werde, fühlt sie als den Willen der Himmlischen, deren erhabner Sendung Plonein's Anblick sie entrißt hatte. Bürgschaft dieses Willens sind ihr ihres Vaters Zeugniß und die Donnerstimme des Himmels, die den Menschen für Beweise ihrer Schuld galten. Auch gegen Natmond wollte sie sich nicht rechtfertigen: wie sie die Hand des guten Jünglings nahm — des einzigen Mannes, dessen Melgung ihr heiliges Gemüth nicht verletzt — wie sie die drei Tage an seiner Hand gieng, glaubte



sie ihn von ihrer Unschuld überzeugt. Wie nun ihr Inneres beruhigt ist, wie in der kindlich frommen Resignation die Regung für Lionel untergegangen ist, erscheint sie heiterer, als sie selbst vor jenem Sturme war; sie hat den Kampf mit ihrem schweren Beruf überstanden, sie steht vertrauensvoll da, im Vorgefühl ihrer nahen Verklärung, ein offenes Gefäß für die Wunder, die noch kommen werden. Sie hat nicht mehr die bestimmte Ahnung dieser Wunder, aber sie hält sich wieder für würdig, daß Wunder durch sie verrichtet werden, wenn die Fügung des Himmels welche erfordern wird. Was sie empfindet, als sie zu Lionel gebracht werden soll, ist nicht Furcht vor sich selbst, sondern leidenschaftlicher Abscheu vor dem Anlaß ihres Bruchs mit dem Himmel. Als sie ihn wirklich wieder sieht, zeigt ihr kalter, harter Widerwille, daß sie ihn nie liebte, daß ihm nur für einen kurzen Augenblick gegeben worden war, die gottgesandte Jungfrau von ihrer Höhe herabzuziehen, und ihren reinen Sinn zu verwirren.

Wenn bei diesem allen der Zusammenhang, die Motive und die Resultate einer faßlicheren, gemeineren Natur noch vermißt werden, so ist es doch in der That nicht die Schuld des Dichters, der seinen Stoff hinlänglich angedeutet hat, und auch hier, mit seiner Agnes Sorel, mit den wenigen zarten Zügen, welche die eine Schwester

der Jungfrau auszeichnen, die Kunst der dramatischen Malerei durch Kontrast schön lobte. Wagte er es ja sogar, seinen Laibot in einen gleichsam zersplitternden Kontrast mit der überirdischen, wunderbaren Welt, auf welcher das ganze Drama beruht, zu stellen! Die Aufklärung hätte sich doch wenigstens an diesen Charakter halten können, in welchem sie einen Vortrüber hatte, dessen sie sich eben nicht zu schämen brauchte.

Noch hat der schwarze Ritter zu manchen Mißverständnissen und Zweifeln Anlaß gegeben. Wenn man die Erscheinung auch eben nur von der Fantasie ihres Schöpfers empfangen hätte, so würde man, zum Theil wenigstens, gleichfalls mit ihr im Reinen gewesen seyn. Zum mindesten hätten aber Reminiscenzen aus Shakespeare's fantastischer Welt die Frage verhindern sollen, welche wirklich aufgeworfen worden ist: warum der böse Geist als Warner komme? ob er denn wirklich den Augenblick verhilfen wolle, der den Bund der Jungfrau mit dem Himmel zu zerreißen droht? — Sind etwa die Hexen im Macbeth nicht auch Warnerinnen? Und ist die Rettung von Macbeth's Seele ihre Meinung? Der Himmel winkt der Jungfrau nach Helms; auf ihrem Wege dahin erscheint ihr als Vorbild und Vorbote ihres nahen Strauchens das doppelzüngig falsche Wesen, das sie erschrecken und verwirren will—

in welchen metaphysisch, politischen Verhältnissen:  
übrigens der Himmel und die Hölle, wenn wir:  
sie als zwei streitende Mächte denken, hierbei  
mit einander stehen, läßt sich freilich nicht so  
genau bestimmen, und es dürfte allerdings eine  
Frage seyn, ob diese Erscheinung den Prospekt  
der Wunderwelt, welche der Dichter sonst in hell-  
glänzender, aber sehr weiter Ferne gehalten hat,  
nicht für den Augenblick verrißte? Hat dieser Geist,  
wie aus einer Anekdote der Jungfrau zu schlies-  
sen, Talbots Gestalt angenommen, so bleibt  
die Frage die nämliche. War es aber die Mei-  
nung des Dichters, daß wirklich des nur eben,  
und nicht sehr erbaulich verchiedenen Talbot's  
Geist hier erschiene, der es freilich wohl wußte,  
daß das Glück die Treue haßt und keinem  
bis an's Ende dient, so wird sie nur noch  
verwickelter.

L. F. Huber.

### An meine unbekanntn Freunde.

Welch ein labender Hauch umweht mich! Geis-  
ter der Bardn

Dieses heiligsten Hauchs, kündigt ihr euch mir an?  
Oder wilt im Gedüßte von Nachtsolen und  
Bardn

Sich der Bote der Ruh aus dem Hades mir  
nahm?

Freund, wie bin ich! doch wie! von zükender  
Blitzen zertrümmert,  
Stürzt die Schelbeward ein, die mir dein Antlitz  
verhüllt.

O Natur! und vom Licht des neuen Tages um-  
schimmert,

Wiltz mein Auge sich um in dem hehren Gefüß.  
Noch beschattet die mystische Lunde den heimlichen  
Boden,

Wo Apoll in den Schoos mir die Harse gesetzt;  
Sorgiam bewahrt sie die Namen, die einst des  
blinden Rhayfoden

Freunde mit krautlicher Hand in die Rinde ger-  
prägt.

So bewahrt euch mein Herz, ihr edlen liebendem  
Wesen,

Ihr, sein einziger Stolz! doch wer mischte die  
Reihe.

Freundlich winkender Namen, die ich noch nie  
hier gelesen,

Die ich noch niemals gehört, euren Namen hier  
ein?

Freunde sind es, so ruft die Dryas der mysti-  
schen Lunde,

Angesehen, vom Schall deiner Harse geführt,  
Blengen sie leise dir nach in diese friedlichem  
Gründe,